

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Onkel Sams Wunschtraum

(O. Gulbransson)



Der Weltimperator

Il bel sogno dello zio Sam: Imperator mundi



DIE WAAGE

VON WALTER FOITZICK

Im Bahnhof der kleinen Stadt stehen die Automaten. Sie stehen da so herum und träumen von Schokolade, Pfefferminzstangen, Guteln und anderen süßen Dingen, und manchmal kommen Leute, die im Bahnhof auf und ab gehen, und träumen auch ein bißchen mit, da sie meist ziemlich viel Zeit haben, bis der Zug kommt. Da ist aber auch ein Automat, der hat nichts Süßes zu vergeben, hatte es nie. Der gibt nur Jedem, der es wissen will, sein genaues Gewicht an und bestätigt es ihm sogar schriftlich, mit Datum noch dazu. Er führt ein beschaufliches Hierseln, dieser Wiegeautomat, und nur selten kam einer, der sich davon überzeugen wollte, daß er nicht zuviel zugenommen hatte in letzter Zeit. Aber heute wurde dieser Automat entdeckt. Ein Junge stand längere Zeit vor ihm und besah sich durchs Glasfenster das vernickelte Räderwerk. Er rüttelte da und drückte dort, wie Buben zu tun pflegen, wenn sie Zahnräder und Hebel sehen. Dann kramte er in seiner Tasche, stellte sich auf die Plattform, las noch einmal genau die Anweisung und steckte das Zehnerl in den Schlitz. Der Automat surrte, die Zahnräder drehten sich, der Automat funktionierte, wie es sich für einen Beamten auf einem öffentlichen Bahnhof geziemt. Er gab die Karte mit dem erzielten Lebendgewicht vorschriftsmäßig von sich. Der Junge war zufrieden mit der Technik. Das hatte ein Herr gesehen, ein Herr mittleren Alters. Er trat auch an den Automaten, las, zog sein Zehnerl und wog sich. Eine Dame kam auch hinzu, fand die Sache mit zehn

Pfennig nicht überzahlt und erhielt ihr Gewichtsdokument. Nun, was drei tun, möchten mehr tun. Bedenken Sie, für ein Zehnerl! Was kann man sonst für ein Zehnerl haben? Und gar nicht hinterrum, sondern ganz offiziell und ohne Marken. Immer mehr Leute streben herbei, jeder wollte die Gelegenheit beim Schopfe packen. Wahre Wiegeorgien brachen aus. Man stand am Automaten an, in Einerreihe und dann in Dreierreihen. Und da immer welche da sind, die auf die andern aufpassen, weil in ihnen der Drang zum Ordnungsmann mächtig ist, erhob sich das Feldgeschrei: „Hinten anstellen!“ Ich glaube, an diesem Tage ging hier keine ungewogen von dannen, ja ich habe sogar einige gesehen, die haben sich heimlich zweimal gewogen. Ist ja klar, man konnte nicht wissen, ob diese günstige und preiswerte Gelegenheit sobald wiederkäme. Jaja, man hatte schon manchesmal versäumt, sich rechtzeitig einzudecken. Aber hier wollte man mal richtig ins Geschäft einsteigen. Ich habe mich natürlich auch gewogen, ich kann es nur empfehlen, Friedenspreise und in alter Qualität.

HERRLICHE MINUTEN

Es war noch vor dem vorigen Weltkrieg, wo es mit der sozialen Fürsorge noch sehr im Argen war und die bestellten Armenpfleger ihr Amt mit mehr Würde als Verstand und Herz verwalteten. Und so ein Armenpfleger war es auch, der einem armen jungen Kerl seines Bezirkes die heftigsten Vorwürfe machte, als er ein neugeborenes Knäblein anmeldete.

VIS MAJOR

Gott oder respektive Das,
was man so heißt, kennt keinen Spaß,
gibt nichte auf deinen Tatendurst,
und was du redest, ist ihm wurst.

Er hat dein Arrangement zerrupft.
Du bist beleidigt und verchnupft.
Du willst Galopp, er ist für Trab...
Am liebsten schafftest du ihn ab.

Tja, wenn das nur so einfach wär!
Wie du's auch antellst, geh's verquer.
Bist halt ein Tröpflein bloß im Strom,
und Er allein ist autonom.

Ratatöckel

„Sie haben ja selbst nichts zu beißen, wie können Sie da noch Kinder in die Welt setzen? Das wäwille ist es denn?“
„Das sechste, Herr Rat.“
„Sechs Kinder?! Ja, das kann sich ja kaum der Kaiser leisten!“
Der Bittsteller drehte die Mütze verlegen in der Hand und sagte wie zur Entschuldigung:
„Sie mögen schon recht haben, Herr Rat — aber es gibt oben im Eheleben Minuten, wo sich jeder, für mehr als einen Kaiser hält —“
J. H. R.



„Ein schwächliches Volk, diese Italiener, nur vierzehn Tage ohne Nahrung und schon verhungert!“
„Yes, da lob ich mir unsere Inder, die sind besser trainiert, die brauchen drei bis vier Wochen dazu!“

Apprezzamento inglese: „Che popolo gracile questi italiani! Dopo due sole settimane senza nutrimento, già muoiono di fame!., — “Ah, yes. Sia lode ai nostri Indiani che sono meglio allenati e ci resistono tre quattro settimane!.,

ACKERBAU UND VIEHZUCHT

VON KONRAD SEIFFERT

Vielleicht füttern Sie sich ein Schweinchen. Vielleicht haben Sie sogar ein paar Kuhherden, die über Ihre Weiden ziehen. Vielleicht aber sind Sie mehr für die Kamikell und die Ziegen. Vielleicht wollen Sie Schafe scheren. In jedem dieser Fälle sind Sie Viehzüchter.

Und Sie klagen und stöhnen, weil Sie mit dem Viehweg so viel Arbeit haben. Und wenn man nicht dauernd die Ohren steif hält, dann gibt es weder Speck und Schinken noch Milch und Wolle. Das wollen auch Sie sagen, lieber Herr, nicht wahr? Ach, sagen Sie es nicht! Sagen Sie es vor allem nicht mir. Denn ich könnte Ihnen etwas ganz anderes erzählen. Ja, bei uns in Südamerika gibt es ein Sprichwort, das lautet: „Wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten!“ Das ist die deutsche Übersetzung. Wahrig!

Sie staunen da. Lassen Sie sich die Sache klar machen. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Von der Viehzucht. Jawohl.

Ramon und ich, wir hatten oft mit dem Vieh zu tun. Es ging uns ganz gut dabei. Natürlich hatten wir Arbeit, eine Menge Arbeit hatten wir. Dazwischen waren wir hinter dem Vieh her.

Wir bewachten die Potrosos, sorgten dafür, daß die Tiere gemolken werden konnten, daß sie nicht zu viel und zu wenig fraßen, daß sie genügend zu saufen hatten, daß sie nicht gestohlen wurden, daß sie sich nicht verlierten und so weiter. Wir fingen die Jungtiere ein. Wir markten sie, damit jeder Mensch an dem Zeichen, das wir ihnen ins Fell brannten, erkennen konnte, wer ihr Besitzer war. Wir suchten die schlachtfähigen Tiere aus und trieben sie viele Kilometer weit zu den Stellen, an denen sie zu Gefrierfleisch oder zu Fleischextrakt verarbeitet wurden.

Wir waren immer auf dem Sprung, schlugen uns mit Banditen und andern Ehrenmännern herum, wurden von wütenden Stieren angegangen, führten einen endlosen Kampf gegen das Ungeziefer, das ein viel größerer Feind des Viehs ist als eine gut organisierte Bande von Dieben oder als Schlangen und Raubzeug.

Wir, der Ramon und ich, schwitzten, hungerten, stöhnten, waren manchmal halbtot und sehr oft müde zum Umfallen bei unserer Arbeit mit dem Vieh. Gewiß: wir ritten. Aber wir hatten doch so unsere Mühe mit den Herden, in der Regen- und erst recht in der Trockenzeit.

Die Herren, denen das Vieh gehörte, waren immer mit uns zufrieden. Und auch sie hatten Sorgen. Sie sahen oft nach dem Kuszettel, machten zuweilen recht lange Gesichter und packten herzhafte mit an. Ja, es waren patiente Kerle darunter, wahrhaftig! So schlugen wir uns, der Ramon und ich, beim Vieh schlecht und recht durch. Wir waren ganz glücklich trotz der vielen Arbeit. Zuweilen aber geschah es, daß der Mensch Abwechslung braucht. Also: Ramon sagte, als wir uns auf Agua del Carretón aufhielten,

über ein halbes Jahr waren wir da beim Vieh: „Weißt du, ich möchte mal eine Weizenmühle mitmachen. Weizen ist eine angenehme Sache. Beim Weizen wird eine Menge Geld verdient. Wir dagegen setzen hier kein Fett an!“

Das stimmte. Fett, nein, Fett setzten wir wirklich nicht an. Und es bestand gar keine Aussicht, daß es auf Agua del Carretón jemals dazu kommen konnte. Ich war mit Ramons Vorschlag einverstanden. Der Mensch braucht Abwechslung. Ich sagte es schon. Also erzählten wir Don Pablo, unserm Patron, daß wir weggehen wollten.

Er redete lange auf uns ein, sagte das Sprichwort auf, nach dem der Mensch, der Vieh züchtet, nicht zu arbeiten brauche, und dann wollte er uns ein paar Pesos zulegen. Ein paar Pesos! Als ob es uns darum gegangen wäre! Weizen wollten wir ernten! Wir hatten genug von der Viehzucht. Die Ernte hatte gerade begonnen. So gelang es uns sofort, mitten in die Arbeit hineinzukommen, ohne daß wir lange danach hätten zu suchen brauchen. Wir kannten den Namen unseres neuen Patrons

nicht. Es hieß, er lebe ständig in der Hauptstadt. Ja, wir verdienten ganz gut. Aber wir mußten auch kräftig arbeiten Per tanto. Akkord. Selbstverständlich. Die Berechnung unseres Lohns erfolgte nach der Anzahl der an einem Tage gefüllten Weizenäcks. Und ein Arbeitstag hatte sechzehn Stunden.

Die Sonne brannte. Das Essen war schlecht. Wir hatten kaum Wasser. Von den zwölf Mann, welche die Dreschmaschine bedienten, waren vier Neulinge, deren Arbeit die Geübteren zum Teil mitzumachen mußten.

Wir balleten, öften die Maschinenglieder, füllten die Säcke, näherten sie zu, trugen sie weg, stapelten sie zu Bergen auf, schafften das ausgedroschene Stroh weg. Und die Maschine lief, surrte, fraß Ähre und Halm. Der Motor brummete. Die Pausen waren kurz.

Ramon, ich, alle schliefen in den etwas kühleren Nachtstunden wie Tote. Der gelende Pfiff der Maschine riß uns in der Morgendämmerung hoch. Unsere Knie wankten. Und die Qual begann von neuem.

Jawohl, es war eine Qual. Wir erkannten das schon am zweiten Tage. Und Ramon sagte: „Viehzucht ist besser als Ackerbau! Beim Vieh bist du ein freier Mann. Hier aber bist du an die Maschine gefesselt. Sie tyrannisiert dich.“

Fürstest du nie mit Weizen, dann brüllst sie so entsetzlich auf, daß du erschrickst. Dazu verlierst du noch deinen Verdienst!“

Und ich fragte, während ich keuchend einen Sack wegschleppte: „Hast du das nicht gewußt?“ Ramon antwortete nicht.

Eine Woche hielten wir es beim Weizen aus. Als wir gehen wollten, kam die Polizei. Der Mayordomo des Patrons hatte sie holen lassen. Wir mußten bleiben und weiterarbeiten. Denn wir hatten uns verpflichtet, während der ganzen Dreschkampagne die Maschine zu bedienen. Wir taten es. Uns blieb nichts weiter übrig.

Auch die ärgste Plage hat einmal ein Ende. Der Tag kam, an dem es keinen Weizen mehr zum Dreschen gab. Wir waren von Getreideschaber zu Getreideschaber gefahren, mit der Maschine. Als uns gesagt wurde, daß der letzte drankomme, fingen wir alle an zu singen und vor Fröhlichkeit zu jubeln.

Für diesen letzten Getreideschaber brauchten wir knapp die Hälfte der Zeit, die wir für jeden andern gebraucht hatten.

Als wir mit ihm fertig waren, saßen wir mit irren Augen, staubbedeckt, mit entzündeten Gesichtern, mit zerschundenen Händen, mit zerschlagenen Gliedern, mit ausgerenkten Schultern, mit zitternden Knien an der Seite der Dreschmaschine.

Wir sprachen nicht miteinander. Wir rüchelten. Einer von uns krabbelte davon und holte die Canafleche. Das Gefäß schmeckte mir nicht. Es war mir zuerst, als müsse ich mich übergeben. Und Ramon rollte böse mit den Augen. Wir schliefen ein, ohne zu essen.

Am andern Tag zahlte uns der Mayordomo unseren Lohn aus. Er tat das mit verkümmertem Gesicht, sprach kein Wort dabei, und ich hatte den Eindruck, daß er sehr froh war, wir gingen. Nein, es war da keine Freude, weder auf seiner Seite noch auf unserer. Und so sollte es nicht sein.

EDVARD MUNCH ACHTZIG JAHRE ALT

(O. Gulbransson)





„Na, oder Beethoven, willst vielleicht bald kommen, oder soll ich mir wegen deiner ‚Neunten‘ den Rücken erkälten?“

Impazienza: „Ebbene, vecchio Beethoven, non ti spicci mica a venire . . . o vuoi che per la tua ‚Nona, io mi raffreddi la schiena?..“



„Es ist doch merkwürdig, Eleanor, seitdem ich unseren lieben guten Stalin-Josef in Teheran persönlich kennengelernt habe, kitzelt es mich so im Genick, wenn ich an ihn denke!“

Irradiationi: „È pur strano, Eleonora; da quando conobbi personalmente a Teheran il nostro caro buon Giuseppe Stalin, quando penso a lui sento un solletico alla nuca!..“

Ramon und ich, wir saßen wieder im Sattel. Aber wir fühlten uns da noch recht unsicher. Doch das gab sich dann bald.

Und Ramon sagte: „Sol Das war der Ackerbaul Das war eine Teufelei! Es geht nichts über die Viehzucht! Und es stimmt schon: wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten! Kannst du dich erinnern, jemals gearbeitet zu haben, wenn du beim Vieh warst? Nicht eine Minute hast du da gearbeitet!“

Ich wagte doch eine leise Widerrede. Aber Ramon wollte kein Wort gegen die Viehzucht hören: „Alles, was wir da zu tun haben, ist ein Ver-

gnügen, aber keine Arbeit! Jetzt erst ist mir das so richtig klar geworden!“

Ich sagte nichts mehr dazu.

Ohne daß wir es merkten, hatten wir den Weg nach Agua del Carretón eingeschlagen. Und ich mußte laut auflachen. Auch Ramon lächelte: „Nun wenschon! Don Pablo wird uns nicht wegjagen!“

Nein, er jagte uns nicht weg. Er freute sich über unser Kommen und rief: „Caballeros! Wie seht Ihr aus! Nun aber schnell aus den Sätteln! Wir wollen versuchen, Euch wieder hochzufüttern! Fett sollt Ihr hier bei mir ansetzen!“

Ach, wir setzten auch bei Don Pablo kein Fett an.

Der Ramon und ich, wir gehören zu den Menschen, die nie Fett ansetzen, auch dann nicht, wenn massive Fleischtopfe vor ihnen stehen.

Diese Topfe standen vor uns. Wir waren wieder mitten in der Viehzucht.

Sie, lieber Herr, denken vielleicht einmal darüber nach, ob das Sprichwort recht hat, das ich Ihnen nannte.

Aber ich weiß schon: wenn Sie Vieh züchten, dann werden Sie sagen: „Das ist ein ganz alberner Schwindel!“ Das werden Sie auch dann sagen, wenn Sie sich nur ein Schweinchen füttern, so zum Hausgebrauch gewissermaßen.

DER BLINDGÄNGER

VON KARL SPRINGENSCHMID

Auf kuriose Weise hat der Oberjäger Jörg Purtscheller von unserer Pionierkompanie seine Liebesgeschichte mit dem Küchengefretten Holleis ausgetragen. Ni; daß der Holleis ein Mannsbild wär, an dem die Weiberleut etwas Besonderes finden könnten, bei Gott nit! Aber im Krieg, das weiß jeder, nehems die Weiberleut nit so genau. Da gilt ihnen zur Nct sogar ein kleiner, fetter Küchengefretter, rohhaarig und schief gewachsen noch dazu, als ein richtiges Mannsbild. Soll er Der Mensch muß seine Freud haben, im Urlaub schon gar, und die Weiberleut auch, warum der Holleis nit? Aber nit beim Bärenwirt, nit bei der Moidl, der langen, der blonden!

Die Moidl, himmelseiten, die ist dem Jörg! Dem Jörg allein, der ein Mannsbild ist ein wirkliches, nit bloß ein angezogenes, ein Mannsbild und Pionier, baumlang und eisestark. Aber seit der Holleis vom Urlaub zurück ist, hockt er Tag für Tag heimlich auf der Zuckerkasten und schreibt der Moidl einen süßen Brief, mal zwai Herzen drein, seines für die Moidl, der Moidl ihr für ihn, und zwai Täuberln drüber, die schnabeln, ganz verliebt.

Aust Ein Pionier, wie der Jörg Purtscheller einer ist, kann oft bei einer Sach, und ist sie noch so kritisch, eine Weil ganz ruhig zuschauen. Er tut gar nichts dergleichen, als ging es ihn nichts an.

Die Schaumgeborene Sorta dalle onde spumeggianti

(O. Herrmann)



„Na, so stellt sich doch 'ne Venus nicht hin, Berta!“
„Warum — wenn sie 's juckt?“

„Ervia, Berta, Venere non posa mica così!“
„Perchè no, se le viene il prurito!“

Das lern der Pionier bei seinem Handwerk. So schaut er ruhig zu, als richtiger Pionier, und doch schon die Zündschnur in der Hand bereit, und es liegt an ihm allein, ob die Weilt, die schlechte, im nächsten Augenblick untergeht oder nit.

Oder ist er, der Jörg Purtscheller, nit etwa ein Extrapionier, wie es keinen andern gibt in der Kompanie? Ist irgendwo etwas Besonderes los, was zu entschärfen gar, eine Granate, eine Mine, gar eine Fliegerbombe, eine blinde, da holen sie allemal ihn, den Jörg! Also denkt er, daß es jetzt auch Zeit wird, den Jörg! Also denkt er, daß dem Holleis zu entschärfen, ehvor was losgeht oder so.

Und so tritt der Jörg eines Tages, ganz unvermittelt in den Küchenbunker, sagt: „Servus, Holleis!“ und hockt sich nieder. Wie der Holleis, rund und voll, aufschaut, sieht er, daß der Jörg etwa unterem Arm trägt, etwas Schweres, Eisernes. Richtig wahr, eine Granaten! Wie ein anderer Mensch einen Brotlaib trägt, so trägt er ganz ruhig die Granaten unterem Arm. „

„Stemmeisen, Holleis, und Hammer!“ sagt er freundlich, „I hab es grad gunden, dös Granaten, es hat höchste Zeit!“ rückt sich die Bank zurecht, nimmt die Granaten auf den Schoß und streichelt sie ganz zärtlich, ehvor, wie er allweil tut, wenn er etwas besonders Heikles in der Arbeit hat.

Der Holleis, mitten in seinem Brief, gibt ihm das Werkzeug hin, macht wieder den Bleistift naß an den Lippen und malt weiter an dem Herzen, aus dem die Flammen der Liebe ausschlagen, großmächtig. Aber er hat doch die rechte Ruhe nimmer. „Ist dös a Blindgänger?“ fragt er, und schielt auf die Granaten hin.

„Ja, dös ischt a Blindgänger!“ sagt der Jörg und setzt das Stemmeisen an.

„Istcht der no scharf?“

„Ja, der ischt no scharf“, sagt der Jörg und haut drauf mit dem Hammer.

„So kann er no krepieren?“

„Er oder mier“, sagt der Jörg ruhig, „Je nachdem!“ Da steht der Holleis auf, kasbleich und würgt herfür: „I muöß das Brot holen gehn!“ Aber der Jörg mit seiner Granaten sitzt ihm mitten im Weg. „Das Brot“, sagt er freundlich, „das holen mier nacher mitinand, Holleis. Machst du dein Brief daweil fertig und I mei Granaten!“

Da hockt sich der Holleis wieder auf seine Zuckerkasten und starrt dem Jörg auf die Finger, wie er jetzt den Ring abschraubt an der Granaten, als wär das nichts Besonderes.

Jetzt aber packt der Jörg direkt den Zünder an. „Holleis, a Zang!“ sagt er.

Der Holleis reicht ihm mit spitzen Fingern das Zangl hin.

„Was schreibst denn nit weiter?“

„I schreib ja eh“, sagt der Holleis, den nassen Bleistift noch immer in der Hand.

„Wem schreibst denn?“ fragt der Jörg so nebenbei, und klopft ein wenig auf den Zünder.

„Lei so!“ sagt der Holleis und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da klopft der Jörg noch fester auf den Zünder drauf! „Wem du schreibst, frag I!“

„An Weibsbild halt“, stöhnt der Holleis.

Da weiß der Holleis wohl, wieviel es geschlagen hat. „Rechts ...“, haucht er, „rechts ...“

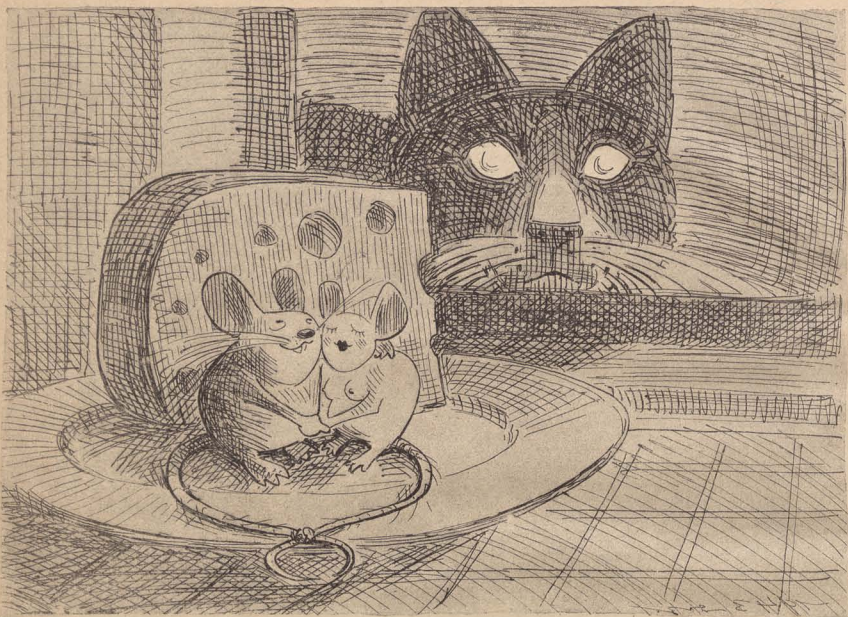
„Guet, so drah i rechts“, sagt der Jörg, „aber dös mirk dir: Was an Pionier ghört, dös soll so a Kuchlgefretter nit anrühn!“

„I rüh eh nit mehr an!“

„Was, die Granaten?“

„Du nit die Granaten und I nit die Moidl!“

„Istcht guet“, nickt der Jörg, „sünst könnt was losgeh!“ Packt den Brief, den verliebten, wickelt den Zünder drein und gibt der Granaten, der leeren, einen Schupf, daß sie unter die Zuckerkasten rollt. „Sucht dir was, das zu dir paßt, Blindgänger du windigert!“ und geht.



MENSCHEN IN NOT

VON A. WISBECK

Seit vielen Tagen schon war Brage im mannstiefen Schnee durch den frostklirrenden Wald gestapft. In langen, varzelten Zotteln hing der Bart von seinem breiten Kinn. Einmal nur war der Jäger zum Schuß auf eine Hirschkuh gekommen, doch konnte die erstarrte Hand den Pfeil nicht richtig fassen und verfehlte das Ziel. Nun krampfte sich der Magen vor quälendem Hunger zusammen. Die Höhle aber, in der es Fleisch und Wärme gegeben hätte, lag weitab, jenseits des Gebirges. Verzweifelt schon an einer Rettung stieß Brage auf Sigurd. Der saß in einem Schneeloch und stöhnte. Eine Wildkeule lag vor ihm. „Mich hungert“, sagte Brage kurz. Gierig griff er: nach dem Fleisch und riß sich mit den Zähnen einen Fetzen davon ab. „Weshalb stöhnst du?“ frug er den fremden Mann, nachdem er seinen ersten Hunger gestillt hatte. „Ich stöhne, weil ich verletzt bin“, klagte Sigurd und wies auf eine tiefe Wunde des Schenkels, aus der dunkles Blut spritzte. Da griff Brage nach einem Beutelchen, das er am Hals trug, entnahm ihm ein Kraut und preßte es auf die Wunde. Bald verdünnte sich der Fluß des Blutes und versiegte schließlich. „Nun will ich uns eine Höhle graben!“ sagte Brage. Gestärkt durch das Mahl ging er mit seinen rotbehaarten Händen an die Arbeit, und als die frühe Nacht anbrach, war bereits ein Unterschlupf geschaffelt, der den beiden Männern Schutz vor der Kälte bot. Am nächsten Tag gelang es Brage, einen fetten Bären zu erledigen. Sigurd hatte unterdessen Moos und Flechten von den Baumstämmen gekratzt und daraus ein Lager in

der Höhle bereitet. „Du sollst mein Freund sein!“ sagte Brage erfreut. Die beiden Männer sahen einander an und lächelten.

Tag und Nacht fiel der Schnee, es war, als wolle er die Welt und alles Leben erstickern. Im Gebirge aber zerkrachten die Fichten unter der Wucht des Sturmes. Beschämt von ihrer Höhle sahen Brage und Sigurd in den Aufruhr. „Hast du Hunger?“ frug Sigurd den Freund und legte ein gewaltiges Fleischstück vor ihn hin. „Wie steht es mit deiner Wunde?“ erkundigte sich teilnahmsvoll Brage. „Schmerzt sie noch?“ — Nein, sie war geheilt. — So lebten die zwei nebeneinander und halfen sich, die beinerne Nadel zu führen und mit geschmeidigen Tiersehnen die zerschlossene Kleidung des Freundes auszubessern. Wo es aber galt, einen Knochen zu spalten oder den Eingang zur Höhle freizuschneiden, da leisteten die haarigen Tatzen des Brage Erstaunliches.

Eines Morgens erhellt sich das graue Düstere, und bis zum Mittag erstrahlt frostklarer Himmel über den letzten, sanft herabschwebenden Stübchen. Wieder einige Tage, und es tauet. Im lauen Wind klatschen die Fledern schmelzenden Schnees von den tiefenden Ästen. „Der Frühling ist nah“, sagt der weterkundige Brage und blinzelt frohgemut in die Sonne. Nun konnte man schon vor der Höhle die steifen Glieder recken und sich im wärmenden Sonnenschein ergehen. Vorbei war die gelmsame Not. „Mein Freund ist doch eigentlich ein rechter Schmutzflink“, fällt es Brage plötzlich

auf, während er sich das Gesicht mit Schmelzwasser säubert. „Seine Ohren scheint er sich seit Jahren nicht mehr ausgewaschen zu haben.“ — „Wie dieser Brage fröhlich wie er kaut und schmatzt!“ denkt sich Sigurd. „Kein Wolf würde seinen Fraß mit solcher Gier hinunterschlingen.“ — „Wieviele Bären fröhlich du so im Jahr?“ frägt er mit Spott. — „Was geht's dich an?“ antwortet Brage grob. „Habe ich dich vielleicht schon gefragt, ob du dir im Leben einmal den Dreck aus den Ohren geräumt hast?“ Verstoßen greift Sigurd nach dem scharfen Feuersteinmesser, Brage spielt mit seiner gewichtigen Axt. Von dieser Stunde an sprechen die beiden kein Wort mehr miteinander. Ein Morgens ist Brage verschwunden. Seine Fährte weist nach Osten. Er hatte sich noch ein gewaltiges Lendenstück aus dem Bären herausgehauen. Sigurd belädt sich mit dem Viertel einer Keule und geht nach Westen seiner Wege.

Das Nordkap ist nichts anderes als ein Felsen, ein Felsenriff Unzählige solcher Riffe gibt es auf der Welt, aber wenn dieses nicht zufällig an der Nordspitze des europäischen Kontinents stünde, wäre eine ganze Flotte von Luxusdampfern im Hafen vermischt. „Wie zum Nordkap wollen Sie?“ hieß es, und gleich wartet auf vom Geruch des Polfahrers unwirteter, Gewiß, gnädige Frau, ich werde mein Möglichstes tun, einen hübschen Eisbären zu erlegen und wüßte mir kein anderes Bett, vor das ich ihn lieber hinbreiten würde, als vor das Ihre. Vielleicht könnte Ihnen aber auch eine halbernte Möve für Ihren Hut einige Freude bereiten, denn bis zum Wechsel der Eisbären müßte ich noch tausend Kilometer zurücklegen. Na, Romantik bot die Elfkraft dieser Luxusdampfer nicht, doch konntest du dem Nordkap mit einem Glas Champagner

zutinken und Apfelsinenkerne in die Brandung specken. Erlauben sie, wenn auch weit langwieriger war es, sich auf einem Handelsdampfer durch das Gewirr der Fjorde zu schlängeln. Immer wieder geht es in einen Königisse hinein und aus einem Königisse heraus. Am Strand hölzerner Städtchen lehnen schwelgische Männer an Herings- tonnen und schmauchen im trüben Licht der Mitternachtssonne ihr Pfeifchen. Hier werden Kisten ausgebootet — der Kaffee für den Händler ist endlich angekommen, dort rollt ein Petroleumfaß aus der Luke, und in diesem Päckchen befindet sich das duttliche Nachthemd aus Christiania für das Fräulein Petersen. Ponies werden an Deck gewunden. Ihre zottigen Beine strampeln in der Luft. „Nun, auf welche Dinge doch diese Menschen kommen!“ denken sie sich und wiehern einen schmetternen Abschiedsgruß dieser guten, festen Erde zu.

In Bergen bestieg ich den kleinen Dampfer. Das Schifflein gefiel mir, und mein ungeschulter Blick hielt es für außerordentlich seetüchtig. Wie es so still und friedlich im öligen Wasser des Hafens lag, war ihm keinerlei Arg zuzutrauen. „Olav Trygvesson“ stand in verwitterten Lettern auf seinem schwarzen Leib. Dieser Olav war ein norwegischer König, und wenn er nicht schon im Jahre Tausend in einer Seeschlacht ertrunken wäre, hätte er sicherlich die Patenschaft meines Schiffleins abgelehnt. — Sanft, wie über Sammet gleitet das Dämpfchen aus dem Hafen der alten Hansestadt hinaus. Wenige Passagiere bevölkern das Deck, und neben einer Dame, deren blauer Schleier sich in der leichten Brise bläht, bin ich der einzige Vergnügungsräuber. Herrlich ist der Tag, in bildenden Funken stäubt die Sonne über die schwach bewegte Flut. Ja, Wikinger gewesen zu sein, in kühner Fahrt wochenlang die Meere zu durchfurchen, an fremdem Strand ein hochbüsiges Weib zu rauben — wie schal und farblos ist doch unser heutiges Leben! Nun beginnt der Olav ein wenig zu schwanken. Ach was, von den Schaukeln und Kerussells des Münchener Oktoberfestes war man die überraschende Verlagerung des Schwerpunkttes gewohnt. Tu nichts! Ganz angenehm und

DIE RABEN

Geschrieben nach dem Siebziger Krieg
VON ARTHUR RIMBAUD

*O Herr, wenn rings die Wiesen kahle
Und hingeduckt die Dörfer frieren,
Drin sich des Angelus Klänge leis verlieren,
Und über die Natur, die einsam jah,
Die großen Himmel sich gebreitet haben,
Dann schick' uns unsere lieben guten Raben!*

*Seltsame Heer! Mit heisern Schrei
Könt kaum dem Wind ihr euer Nest verbergen.
Auf Straßen, auf Kalarionbergen,
An gelben Flüssen fern vorbei,
An Gräben, Löchern auf und nieder
Zerstret und sammelt ihr euch wieder.*

*Zu Tausenden auf Frankreichs Flur
Mißt ihr der Toten Schlaf bemachen.
Im Winter wirbelt ihr im flachen
Feld und den Wander maht ihr nur.
Oh, schick den Ruf der Pflicht uns zu,
Du spärzerer Tüfeler! Du!*

*Nur eins, ihr Heiligen auf der Eiche Mast,
Die einsam dort im Abend trauert:
Für alle die Toten, die von uns bedauert,
Das Grasmücklein im Mat, das laßt!
Es singt für sie, die tief im Walde nun,
Besiegt, im Schoß der Erde ruhn.*

Deutsch von Gerhart Haug

unterhalten sogar! Hm — — — — — Man darf nur nicht daran denken, muß sich ablenken. Wie mag wohl das Gesicht der Dame beschaffen sein? Ich stelle mir unter dem blauen Schleier engelhaft schöne Augen. Dunkle, von schwarzen Wimpern träumerisch beschattete Augen, ein nervös schlupprames Näschen, granatfarbene Lippen. Aber hallo! — was ist das? Plötzlich macht das Schifflein einen Sprung. Hoch hebt sich sein Vorderteil gegen den Himmel und klatscht dann mit dumpfem Knall in ein tiefes Wellental. Sind wir vielleicht über einen Stein gefahren? Nun legt sich der Olav ein wenig auf die linke Seite, macht ganz kurze, zitterige Bewegungen. Es ist, als sei er erschöpft und wolle sich von dem anstrengenden Sprung erholen. Noch ein bißchen auf der rechten Seite ausruhen und Kraft für den nächsten Sprung sammeln! Da ist er schon wieder. Aber diesmal nimmt das Schiff bereits Anlauf zu einem Salto. Mein Stuhl kippt um, die Dame hat sich in die Relling verkrampft und keucht durch den Schleier. Dieses dumme Steuer belästigt mich, denkt sich Olav, und sucht, ihm bald nach rechts, bald nach links zu entspringen. Steil, wie ein Ziegenbock, hüft er auf die höchsten Wellenberge, schüttelt sich und fegt wieder in das Tal. Mein Gehirn scheint sich, dem Gesetze der Beharrung folgend, von der Schale getrennt zu haben. Nun hält es sich in der Gegend des Ganickes auf, um gleich darauf einen Ausweg durch die Nase zu suchen. Die Dame hat den Schleier abgelegt und beugt sich weit über die Relling. Auch mein Magen krampft sich zusammen. Wie kommt das Stückchen Smetsbrot in meine Kehle, und warum schmeckt es nach Hamelbraten? Mit wankenden Schritten, blaß wie ein frisch gewaschenes Leichentuch verläßt die Dame das Deck und steigt zur Kajüte hinab. Jetzt neige auch ich mich über die Relling. Ob die Wikinger das auch taten? denke ich mir noch, dann fühle ich, wie der Magen in die Mundhöhle drängt und das Freie sucht. Nein, ich will dieses tückische Meer nicht mehr sehen, im Leben nicht mehr. Sei gebenedeit, du herrliches Festland! Taumelnd schleppte ich mich zur Treppe. Auf ihrer letzten Stufe klopte die Dame und wimmerte leise vor sich hin. Ich nehme an ihrer Seite Platz, ergreife ihre Hand. Gemeinsam niecht schließt die Menschen zusammen und überbrückt alle Formeln der gesellschaftlichen Lebens. Ein Köpfchen neigt sich an meine Brust. „Ich will sterben!“ schluchzt es von ihm auf. „Nein, nicht sterben!“ sage ich und bemühe mich, einen männlichen Eindruck zu machen. „Leben Sie für ihre Kinder!“ ermuntere ich forsch. „Was wird ohne Mami aus ihnen werden?“ — „Ich habe keine“, stöhnt die Dame, „ich bin ein Fräulein.“ — „Tu nichts!“ sage ich, „das kann sich ändern!“ Die Dame schüttelt nur ihren Kopf. Ja, da sitzen wir nun nebeneinander, zwei einsame Menschen im weiten Weiteiner, krank beide und trostbedürftig. „Wie heißen Sie?“ frage ich. — „Mädi!“ kispelt die Dame mit der folgtsamen Stimme eines Kindes. — „Wie willst du alt werden, gemeinsam zu werden?“ schlage ich vor und lege meine Arm um ihre Schulter. Das Köpfchen schmiegt sich noch fester an meine Brust. Das Herz wird mir weich. Was ist schon das Leben so eines Junggesellen? Da sitzt er Abend für Abend einsam bei seiner Lampe, dann kriecht er in sein frostiges Bett, zählt ob, wieviele Knöpfe am Nachthemd fehlen und schläft darüber ein. Ist das ein Leben? Bedenke auch, lieber Freund, du wirst alt! Wie lange noch wird dein Auge scharf genug sein, beim Strümpfstopfen das Nadelöhr zu finden? Werden nicht auch schon deine Knie schwach beim Teppichbörsen? Und hat sich nicht erst kürzlich das Kalbsstanzel in Kohle verandert, weil du über dem Braten eingenickt bist? Leicht auch kann dich eine Krankheit überfallen. Wer wird dir den heißen Umschlag über den Leib breiten, wer wird dich im Rollstuhl fahren? O grausames Los des Junggesellen! „Mädi“, sage ich zu der Dame, „ein glütiges Schicksal hat uns auf diesem fischerlichen Schiff zusammengelöhrt. Willst du alle Tage, die uns Gott noch gibt, bei mir bleiben? Willst du

die treubesorgte Gefährtin meines Lebens sein, nach der ich mich seit fünfundzwanzig Jahren im Unterbewußtsein stets gesehen habe? Immer aber es: kommt einmal der Tag, an dem ich mich entscheiden muß. Nun ist er da!“ Das Köpfchen nickt, ein Arm legt sich um meinen Hals. „Du Gute!“ höre ich flüstern. „Wie oft werden wir uns später an diese Stunde erinnern“, sage ich, „und damit wir der gemeinsamen Not nie vergessen, soll unser erster Kneib „Olav heißen“, „Olav — wie schön das klingt!“ kommt es innig aus meinem Sacko. —

Während dieser Nacht glättet sich die See. Über einen geölten Spiegel gleitet das Schiff in den Morgen hinein. Ich sitze auf dem Deck neben der Dame und betrachte sie. Nein, schön ist sie nicht. Unter farblosen Borsten wölben sich milchig blaue, ausdruckslose Augen. Die Nase ist breit in das kuglernde Gesicht hinein gelagert, und der Hals beginnt bereits bei der Unterlippe. Gleichwohl — man bleibt Kavaliere und hielt es für nicht wohl- anständig, seelische Beziehungen früher zu lösen, als es eine günstige Gelegenheit ergibt. „Nun, Mädi“, sage ich deshalb und versuche es sogar, Wärme in meine Worte zu legen, „wie hast du geschlafen?“ Die Dame sieht mich mit ihren Schell- fischaugen kalt an und frägt scharf: „Wieso, du?“ Dann entnimmt sie ihrer Handtasche ein Strickzeug und beginnt an einem Strumpf zu arbeiten. Ich greife zu meinem Buch und lese. — In Tondröhm verläßt die Dame das Schiff, ohne sich von mir verabschiedet zu haben. Als ich ihr nachsehe, bemerke ich, daß ihre Hüften zu breit geraten waren. —

Wie ein Schwanz zieht das Schifflein über stille mehr Wasser dem Norden zu. Nun will es nicht mehr Nacht werden. Überrieselt von silbrigem Staub, durchfurcht von den blauen Schatten seiner Klüfte und Schründen stürzt der Fels in das Meer. Ein Band aus Messing umsäumt es. Wie voll der Wunder ist diese Welt! Überflüge: Sobald ich von der Reise zurückgekehrt bin, werde ich mir eine Bettflasche und einen Staubsauger beschaffen. Heidi!

MEIN FREUND JOHANNES

Irene war nicht schön. Aber sie hielt sich dafür. Auch ihre Geistesgaben überschätzte sie erheblich. Man konnte es nicht gut lange mit ihr aushalten. Und doch, es fand sich einer, der für sie schwärmte. Allerdings hatte er sie nur ganz kurz auf der Durchreise kennengelernt. Im Kino. Da ist es ja die meiste Zeit dunkel, und nachher ist man noch eine Weile geblendet. Und was über den Film zu sagen ist, kann man schon vorher in der Zeitung lesen. Man braucht es nur auswendig zu lernen. Irene bekam also Briefe, in denen ihr Verehrer sie anflehte, zu ihm zu kommen, die er die Zeit nicht habe, sie zu besuchen. Man hätte denken sollen, daß sie diese Gelegenheit dankbar begrüßt hätte. Aber nein.

„Der Kerl wird mir langsam lästig, mit seinen ständigen Bitten um ein Wiedersehen“, erklärte sie. „Ich möchte ihn ja nicht einfach schonungslos zurückweisen. Sonst tut er sich noch was an. Was meint ihr, wie bringe ich ihn am besten zur Vernunft?“ „Fahre doch einfach hin“, schlug Johannes vor. „Und dann?“ fragte Irene. „Ach, dann wird er schon zur Vernunft kommen“, meinte Johannes. *

Die Gasversorgung funktioniert nicht. Frau Johanna war also gezwungen, auf dem Kohlenherd zu kochen, und das tat den Beständen an Feuerung für den Winter nicht gut. Sie beschlossen deshalb, Urlaub zu nehmen und zu verreisen.

Als sie einen Tag fort waren, kam die Gasversorgung wieder in Gang. Bei ihrer Rückkehr berichtete ich es ihnen.

„Das ist ja zu dumm“, meinte Johannes. „Die ganze Zeit haben wir uns gefreut, wie schön wir Kohlen sparten, und nun ist es damit ja eigentlich gar nichts gewesen.“ J. Eigler



„Mein Mann sagt, die Hauptsache seien ihm die Vitamine!“
„Der meine sagt, die Vitamine ist er halt so mit!“

Il contorno: „Mio marito dice che per lui le vitamine sono la cosa principale!.,
“E il mio dice che le vitamine egli già se le ingoia con quel che capita!.,



„Eine bacchische Ode — daß ich nicht lach!“

„Un' ode bacchica? ... Roba da ridere!..“

DER DERGL

VON JO HANNS RÖSLER

Wenn die Lampe in der Stube brennt und die Menschen ihre Arbeit getan haben, der eine schwerer und der andere leichter, trotzdem wohl jeder sein gepacktes Bündel über den Berg des Tages zum Tal des Abendfriedens buckeln muß, so setzt sich die Familie zusammen, die Mutter greift nach dem Strickstumpf und der Vater nach seinem Tabakbeutel und der Zeitung. Ach, wie geruhig ist doch so ein Abend am häuslichen Herd, wie mild das laute Klüstern im warmen Kachelofen, die Katze schnurrt im Winkel, die Pendeluhr macht ihr Tickack und man hört nur noch das Klappern der flinken Stricknadeln und das Rascheln der Zeitung. Da fragt wohl hin und wieder die Frau:

„Steht was Wichtiges in der Zeitung, Vater?“
 „Ja — 's gibt Zwiebeln.“
 Und dann fährt nach einer Weile die Stimme des Mannes fort:

„Mutter! Ham mir an Dergl daham?“
 „Was für a Ding?“
 „Hörst schwer? — An Dergl!“
 „Nal mir ham kan Dergl!“
 „Könn'n mir an Dergl brauchen?“
 „Wozu brauch man an Dergl?“
 „Für die Feilbestellung! — Woabst denn des net?“
 „Nal — Wie heißt das Ding?“
 „An Dergl!“

„Was ist denn dös nachher?“
 „I woas aa net. Aber hier in der Zeitung steht, daß man an Dergl nur gegen Bezugschein vom Wirtschaftsamt kriegen könn!“

Da sagte die praktische Hausfrau, die Mutter vom Genzen:

„Fahrt halt eini kan Fliesbach und gehst aufs Wirtschaftsamt und laßt dir an Bezugschein für an Dergl ausstellen! Ham tun mir koan und was ma kriegt soll ma in der heutigen Zeit mitnehmen!“

Und Xaver, der Vater vom Genzen, fuhr nach Fliesbach hinein, stieg den steilen Berg hinan, auf dem das Wirtschaftsamt gleich gegenüber dem Amtsrath lag, und betrat nach langem, umständlichem Suchen und nachdem er sich bei allen Leuten erkundigt hatte, die ihm in den weißen Gängen begegneten, das Zimmer, wo die Bezugscheine für landwirtschaftliche Geräte ausgefertigt werden.

„Grüßgottbeieinander! I brüacht an Bezugschein auf an Dergl!“

„Woraus?“ fragte der Beamte.

„Auf an Dergl!“

„Was soll denn das sein?“

„Fragen S' net so lang, Herr Nachbar!“, antwortete Xaver, schon gereizt, „I hab kan Dergl und brüacht an Dergl!“

Der Beamte sah sich einen Augenblick ratlos um, dann stand er auf und ging ins Nebenzimmer, wo ein anderer Beamter saß.

„Haben wir Bezugscheine auf Dergl?“

„Auf was?“

„Auf Dergl Drüben bei mir steht einer und verlangt einen Bezugschein auf einen Dergl —“

„Moment!“

Der befragte Beamte ging eine Tür weiter und trat nach vorherigem Anklopfen beim Vorstand des Wirtschaftsamtes ein.

„Bitte gehorsamt um Entschuldigung wegen der Störung, Herr Amtsverband — aber eine dringende Frage — ich bin nun einmal nicht aus der Gegend — im Zimmer beim Kollegen Stöhr ist ein Antragsteller und will einen Dergl!“

„Wie bitte?“

„Einen Dergl, Herr Amtsverband! Wissen Herr Amtsverband, was ein Dergl ist?“

Der Vorstand des Wirtschaftsamtes, im hiesigen Klima aufgewachsen und mit den Dialekten des Landstriches wohl vertraut, schüttelte den Kopf. „Da kenne ich mich auch nicht aus, mein Lieber“, sagte er gemächlich, „schicken S' mir den Mann herein — mit dem Diskurieren kommen die Leute zusammen — haben S' die Liebenswürdigkeit.“

„Also, was haben S' denn für an Anliegen?“, fragte der Amtsverband, als Xaver vor ihm stand.

„An Dergl brüacht i halt, Herr Vorstand!“

„An Dergl?“

„Ja, Freilli.“

„Ist das vielleicht eine Art Schleppler?“

„Nal — A Dergl is a Dergl!“

„Ahal Wohl so etwas wie ein Mähbinder oder Heuwender?“

Xaver wurde schon ganz krawuttisch.

„I brauch kan Mähbinder; und schon gar net an Heuwender — an Dergl will i — sonst nix!“

Der Amtsverband, der grund seiner Erfahrung nicht zugeben wollte, daß er etwas nicht kannte, was seinen Schutzbefohlenen vertraut war, denn sonst wäre es bald gefehlt mit dem Respekt gewesen, griff zu einer gewohnten List.

„Leider sind Dergl knapp“, sagte er freundlich, „wir haben schon mehr Dergl ausgegeben, als wir

eigentlich durften — augenblicklich haben wir keinen einzigen Dergl mehr zur Verfügung.“
 Da aber entrollte Xavers Brust ein dumpfer Groll. „So?“, hub er an, „habts kane Dergl nimmer? Warum schreibts ös denn nachher rein in die Zeitung, in dös Wurschblatt, daß ma Dergl kriegen könn am Wirtschaftsamt? Hät?“

„In die Zeitung? Wo denn?“

Da riß Xaver gimpig das Blatt aus seiner Jackentasche und hielt es dem Amtsverband unter die Augen.

„Da — wanns Augen im Kopf habts —“, rief er aufgeregt und las langsam, Wort für Wort, den Teil der amtlichen Bekanntmachung vor, „hier — nur gegen Bezugscheine werden künftig abgeleper: Mähmaschinen, Sämaschinen, Ackerschlepper und Dergl. — — —“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Wenn ein Schrebergärtner eine Sau füttert, da kommen die Schrebergärtner von nah und fern und schieben ihm über, unter und durch den Zaun ihre Abfälle zu, damit es ihnen am Tage des Schlachtfestes reichlich vergolten werde. Man verlangt es zwar nicht, aber man erwartet es mit Fug. Denn wer setze magere Kartoffelschalen nicht gern in eine saftige Blutwurst um?

Als die Sau nun ihre zwei Zentner wog und der glückliche Besitzer mit amtlicher Erlaubnis sein Messer wetzte, tat er es leise und heimlich und verbot allen Familienmitgliedern, auch nur ein Störschwürzen von dem fetten Tag verfluten zu lassen. Jedoch, zwei Stunden nach dem Stich stand schon alles am Zaun, selbst die unbekanntesten Gesichter, die nur einmal ein Schällein Brotindien gebracht hatten, die nur einmal ein Schällein „Du wolltest doch heimlich schlachten, Karle?“ fragte der Freund, „wer hat denn sein Maul net halten können?“

Der Schrebergärtner seufzte traurig:
 „Die Sau selber!“

J. H. R.

Die Affen von Gibraltar

(Wilhelm Schulz)



„Nein, danke, wir lassen uns nicht ködern, wir sind keine englischen Hilfsvölker, wir haben ab!“

Le scimmie di Gibilterra: „No, grazie; non ci lasciamo adescare. Noi non siamo un popolo ausiliario inglese e ce la svigniamo!..“